

Freilich stehen nicht für alle Fragen gleichermaßen dichte Überlieferungen zur Verfügung, und so erscheint es sinnvoll, für die Lücken auf andere Beispielstädte zu verweisen. Allerdings ist es nicht unproblematisch, die eigenen schmalen Befunde durch Vorgaben zu interpolieren, die aus der Literatur gewonnen wurden, vor allem wenn sie aus ganz anderen Regionen stammen: z. B. zur Aufdingungszeremonie für die Lehrlinge, bei denen „davon ausgegangen werden“ könne, dass sie mit denen für Salzburg übereinstimmten (S. 38). Sehr viel höher liegt die Wahrscheinlichkeit ähnlicher Verhältnisse bei einer benachbarten Reichsstadt wie Augsburg, für die nicht zuletzt die bekannten Gesellenaufstände aufgegriffen werden, wie sie von Griesinger, Reith und Clasen behandelt wurden (S. 58-61).

Bei zwei Fragestellungen könnte man sich jedoch noch etwas genauere Informationen zu Ulm vorstellen. So wären die Ausführungen zur Rolle der Frau (S. 88-92) gemäß den neueren Forschungen (etwa von Christine Werkstetter) sicher noch etwas anzureichern. Die Situation der Landweber (S. 158-160), einem der zentralen Problemfelder des Ulmer Textilgewerbes seit dem Spätmittelalter, dürften noch stärker in die strukturellen Entwicklung des Spannungsfeldes von Stadt und Land eingebettet werden, wobei die Fragen der Zunftzugehörigkeit und Konkurrenz nicht zuletzt im Kontext der Abgrenzung zu anderen Territorien Aufschluss geben müsste. Dabei wäre es auch angebracht, einen etwas präziseren Überblick über die langfristigen Entwicklungsstränge der Ulmer Wirtschaft einzubringen – der im Übrigen auch für die Darstellung der Marktmechanismen (S. 119-203) zusätzliches Erklärungspotential zur Verfügung stellen könnte.

Trotz dieser Einwände bleibt festzuhalten: Die Arbeit schließt eine seit langem als Desiderat empfundene Leerstelle und liefert am Beispiel der Ulmer Weberzunft einen fundierten Beitrag zur jüngeren Zunftforschung.

*Rolf Kießling*

*Johann Martin Miller: Liederton und Triller. Sämtliche Gedichte. Herausgegeben, kommentiert und mit einem Nachwort versehen von Michael Watzka. Berlin: Elfenbein Verlag 2014; 256 S., broschiert, 22,00 EUR*

Der Ulmer Münsterprediger Johann Martin Miller wurde durch seinen im Jahre 1776 publizierten Roman „Siegwart“ für wenige Jahre zu einer literarischen Berühmtheit, nicht nur im deutschen Sprachbereich, sondern auch im europäischen Ausland. Ein Hinweis darauf fehlt in keiner umfangreicheren Darstellung zur deutschen Literaturgeschichte. Dass er aber schon vorher bei seinen Zeitgenossen als großes lyrisches Talent galt, ist fast in Vergessenheit geraten. Miller wurde 1750 in Ulm als Sohn eines Münstergeistlichen geboren. Vom Wintersemester 1770 an studierte er Theologie an der Universität Göttingen. Dort kam er in Berührung mit Christian Heinrich Boie, der junge Dichtertalente um sich versammelte, darunter Gottfried August Bürger und Ludwig Christoph Heinrich Hölty. Am 12. September 1772 war er dann mit Johann Heinrich Voß und Hölty Mitbegründer des „Göttinger Hain“, eines Zusammenschlusses junger Lyriker, die sich wöchentlich trafen, um sich ihre Gedichte einander vorzulesen. Wenig später traten auch die Brüder Leopold Friedrich und Christian von Stolberg bei. Unter Berücksichtigung der kritischen Einwände der Mitglieder wurden sie dann in das sogenannte Bundesbuch eingetragen, das heute in der Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen aufbewahrt wird. 2006 legte Paul Kahl eine vorzüglich kommentierte Edition vor: „Das Bundesbuch des Göttinger Hains. Edition – Historische Untersuchung – Kommentar“. Viele der im Ganzen 81 Gedichte Millers aus dem Bundesbuch wurden von 1773 an in dem von Boie herausgegebenen „Göttinger Musenalmanach“, im „Taschenbuch für Dichter und Dich-

terfreunde“ und im „Almanach der deutschen Musen“, beide redigiert von Christian Heinrich Schmid, gedruckt. Im Sommer des Jahres 1775 kehrte Miller nach einem in Leipzig verbrachten Semester zurück nach Ulm. Dieses und das darauf folgende Jahr brachte noch einige weitere Gedichte, darunter sein bekanntestes mit dem Titel „Die Zufriedenheit“ mit dem Beginn Was frag ich viel nach Geld und Gut / Wenn ich zufrieden bin, das aber von denen, die es kennen, nur selten mit dem Namen seines Autors in Verbindung gebracht wird. Dann verstummte er nahezu vollständig als Lyriker und begann eine ausschweifende Romanschreiberei. Im Jahre 1783 publiziert er schließlich eine Gesamtausgabe seiner Gedichte, die Michael Watzka jetzt in einem Neudruck mit Kommentar und Nachwort vorgelegt hat.

Die germanistische Philologie hat den Lyriker Johann Martin Miller keineswegs ignoriert. August Sauer hat im ersten Teil des 50. Bandes von Kürschners „National-Litteratur“ unter dem Titel „Der Göttinger Dichterbund, Zweiter Theil: L. C. H. Hölty und J. M. Miller“ (Stuttgart o. J. [ca. 1893/94]) eine umfangreiche Auswahl vorgelegt, 124 Gedichte aus dessen Ausgabe von 1783 und 41 weitere, die Miller dort nicht aufgenommen hat oder die erst nach 1783 entstanden sind. Dass Hölty in der von Alfred Kellat herausgegebenen Anthologie „Der Göttinger Hain“ von 1967 umfangmäßig den ersten Platz einnimmt, bedarf keiner Begründung. Dass aber von Miller nur 27 Gedichte aufgenommen sind und von dem heute kaum noch lesbaren Friedrich Leopold von Stolberg 37, ist nicht ohne weiteres zu akzeptieren. Michael Watzka hat gut daran getan, nicht abermals eine Auswahl-Edition zu veranstalten, sondern mit dem Neudruck von Millers eigener Sammlung eine nahezu vollständige Textgrundlage zur weiteren Beschäftigung mit seiner Lyrik vorzulegen. Es fehlen nur einige wenige aus dem Bundesbuch, die weder hier noch anderswo gedruckt wurden, sowie einige weitere, die er nicht gut genug für die Aufnahme hielt oder die erst nach 1783 entstanden sind.

Watzkas sehr lesenswertes Nachwort ist die bisher eingehendste Diskussion der Poetik von Millers Lyrik. Die knappen Bemerkungen, die Sauer in seiner Edition zu Millers Lieddichtungen macht, sind nicht sehr erhellend. Zwar attestiert er ihm „Einfachheit und Leichtigkeit“, die aber „nur zu bald in Seichtigkeit und Platttheit“ umschlagen (S. 119). Kellat befasst sich in seinem lesenswerten Nachwort auch ausführlich mit der Poetik des „Göttinger Hain“ unter dem Gesichtspunkt der dort gepflegten Lyrikgattungen, das Lied wird aber etwas stiefmütterlich behandelt, wobei Miller nicht gut weg kommt. Er sei auf diesem Felde zwar „die breiteste, aber zugleich auch flacheste“ Begabung (S. 443). Die Thematik seiner Gedichte ist, einem, nicht dem einzigen, der Ideale des Dichterbundes entsprechend, sehr einfach: Liebe, Freundschaft, Treue und Nähe zu einer idyllisch erlebten Natur, die er in einem anscheinend anspruchslosen Medium gestaltet, im Lied. Er tat dies aber in einer solchen Meisterschaft, dass ein ganz spezifischer Liederton entsteht. Es ist ein glücklicher Einfall Michael Watzkas, für seine Edition einen Titel zu wählen, der einer Selbstcharakteristik Millers in einem Gedicht an Joahn Heinrich Voß entnommen ist. Mich Johann Martin Miller / Hat Liederton und Triller / Mama Natur gelehrt (S. 64 des Neudrucks). Das ist allerdings nur die halbe Wahrheit, denn Michael Watzka legt überzeugend dar, dass Miller diesen Liederton bewusst und mit großer Raffinesse angestrebt hat. Man kann ihm nur zustimmen, wenn er resümierend konstatiert, „im Metier des Lieds, seiner eigentlichen literarischen Heimat, im Ton seiner Lieder, ist und bleibt er [innerhalb des Bundes, der Rez.] unübertroffen“ (S. 249). Die Anmerkungen sind bewusst knapp gehalten. Sie wollen vor allem eine Lesehilfe für den heutigen Leser sein, dem die auch bei Miller nicht seltenen mythologischen Anspielungen nicht mehr geläufig sind. Zwar ist der Neudruck, wie der Herausgeber bescheiden vermerkt, primär als „Lesebuch gedacht, um die gesammelten Gedichte des Ulmer Lyrikers wieder leicht zugänglich zu machen“ (S. 250). Es ist aber zu wünschen und zu hoffen, dass er, besonders durch sein instruktives Nachwort, auch die Fachgermanistik dazu anregt, dem Lyriker Miller seinen gebührenden Rang zu verschaffen.

Nicht zuletzt kann er dazu dienen, die Erinnerung an ihn in seiner Heimatstadt wachzurufen, die nach den Eindrücken des Rezensenten in den Kreisen, in denen sie, auch von Amts wegen, zu erwarten wäre, nahezu gänzlich erloschen ist.

*Bernd Breitenbruch*

*Manfred von Stosch* (Hg.) unter Verwendung von Vorarbeiten von Alain Faure: Der Briefwechsel zwischen Johann Martin Miller und Johann Heinrich Voß (Frühe Neuzeit. Studien und Dokumente zur deutschen Literatur und Kultur im europäischen Kontext 135). Berlin: De Gruyter 2012; 746 S., 8 Abb., geb., Leinen, 169,95 EUR.

Der Briefwechsel zwischen dem Ulmer Münstergeistlichen Johann Martin Miller (1750-1814), der in seinen jüngeren Jahren als Lyriker und Romancier bei seinen Zeitgenossen eine bekannte Größe war, und Johann Heinrich Voß (1751-1826), der vor allem durch seine Versidyllen und seine Homerübersetzung bis heute einen festen Platz in der Geschichte der deutschen Literatur hat, ist mit wenigen Ausnahmen handschriftlich überliefert in einem Konvolut aus dem Nachlaß von Voß, das in der Bayerischen Staatsbibliothek München unter der Signatur Vossiana 49 und 50 aufbewahrt wird. Sein Sohn Abraham hat aus 31 Briefen von insgesamt 51 unterschiedlich umfangreiche Auszüge publiziert: „Briefe von Johann Heinrich Voß nebst erläuternden Beilagen“ (Bde. 1-3,2, Halberstadt 1829-1833). Die Briefe Millers waren bisher mit wenigen Ausnahmen nur auszugsweise in literaturwissenschaftlichen und biographischen Darstellungen allgemein zugänglich. Im Zusammenhang mit seiner Dissertation von 1973 mit dem Titel „Johann Martin Miller, romancier sentimental“ hat der französische Germanist Alain Faure den gesamten Briefwechsel als Typoskript vorgelegt, womit er naturgemäß eine nur sehr begrenzte Öffentlichkeit erreichen konnte. Er hat es Manfred von Stosch für die vorliegende Edition großzügig überlassen.

Miller gehörte während seines Studiums in Göttingen dem als „Göttinger Hain“ bekannten Dichterbund an (vgl. oben S. 378), Voß war dessen Ältester. Er wurde das zwar durch Losentscheidung, war aber mehr und mehr tonangebend im Bund und gab von 1776 an dessen wichtigstes Publikationsorgan heraus, den „Göttinger Musenalmanach“. Nach Beendigung seiner Studienzeit lebte er bis 1804 an verschiedenen Orten in Norddeutschland, dann für einige Jahre in Jena und ab 1806 bis zu seinem Tod 1826 in Heidelberg. Mit Miller blieb er lebenslang brieflich verbunden. Der Briefwechsel beginnt im Frühjahr 1774, als sich Voß für einige Monate in Norddeutschland aufhielt. Bald nach seiner Rückkehr nach Göttingen wurden die beiden Freunde abermals getrennt. Miller verbrachte das Wintersemester 1774/1775 in Leipzig, wo er auf Wunsch seiner Familie den Grad eines Magisters erwerben sollte, und kehrte dann im Sommer 1775 nach einigen Umwegen, die ihn bis in den hohen Norden führten, wo er seinen inzwischen dort lebenden Freund Voß wieder sah und die Bekanntschaft von Matthias Claudius machte, in seine Heimatstadt Ulm zurück, übrigens ohne den erstrebten akademischen Abschluß. Die Korrespondenz der beiden war von Anfang an sehr intensiv und blieb es auch in Millers ersten Ulmer Jahren. Ende 1781 brach der Briefwechsel vorläufig ab. Mehr als die Hälfte der Briefe fällt in diese acht Jahre von 1774 bis 1781. Inhaltlich geht es ganz vorwiegend um literarische Dinge. Für die Geschichte des „Göttinger Hain“, für seine Wertvorstellungen, seine Poetik und für die Biographien seiner Mitglieder ist er eine eminent ergiebige Quelle. Das blieb auch nach Millers Rückkehr nach Ulm zunächst so. Oft geht es um den von Voß weiterhin herausgegebenen „Göttinger Musenalmanach“, für den auch Miller Beiträge liefern sollte. Als Voß einige Gedichte von ihm nicht aufgenommen hatte, reagierte dieser empfindlich. „Drucktest du sie nicht, weil noch ein paar Stellen verändert werden könnten, so hast Du ganz